

## **Die Räume inklusionspädagogischen Wissens - Plädoyer für eine Erweiterung**

Am 25. November 1973 begann in Deutschland die Gegenwart. So beginnt einer der Vorträge des deutschen Historikers Andreas Rödder.

Wissen Sie, was damals war, und ahnen Sie, warum Andreas Rödder das mit dem Beginn der Gegenwart in Deutschland verbunden hat?

Der 25. November 1973 war der erste autofreie Sonntag in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Er steht für den Höhepunkt der Ölkrise oder des Ölschocks von 1973 und liegt für Rödder in einer Linie mit anderen wichtigen historischen Ereignissen der jüngeren Gegenwart, wie dem Fall der Mauer, dem Auseinanderfallen des Ostblocks und der Finanzkrise von 2008. Diese sieht er als Zäsuren an, die für das Ende alter Logiken stehen – von der Logik, dass alles staatlich reguliert werden kann, wie 1973, bis zur Logik, dass der Markt ‘es schon richtet’ 2008.

Das muss alles nicht vertieft werden, denn um diese Logiken geht es ja nicht in der inklusiven Pädagogik. Aber versuchen wir mal bei zwei ‘disziplinären Daten’ mit der Rödderschen Frage zu starten.

10. Juni 1994

13. Dezember 2006

Wissen Sie was damals war, und ahnen Sie, warum man den Eindruck gewinnt, diese Daten kennzeichneten den Beginn der Gegenwart der Inklusionspädagogik (zumindest im Westen)?

Sie haben es zweifellos erkannt. Das erste Datum – der 10. Juni 1994 – markiert das Finish der "UNESCO-World Conference on Special Needs Education: Access and Quality" in Salamanca, die mit der sogenannten Salamanca-Erklärung beendet wurde.

Auch das zweite Datum haben Sie sicherlich zuordnen können. Es ist das Datum der Verabschiedung des Übereinkommens über die Rechte von Menschen mit Behinderungen, das nach vier Jahre dauernden Verhandlungen von der Generalversammlung der UNO in New York verabschiedet wurde.

Beide Dokumente markieren zweifellos wichtige Entwicklungen in der inklusiven Pädagogik.

Anders als nun aber beim Ölschock im November 1973, welcher die neuste deutsche Geschichtsschreibung nicht beendet hat, haben aber sowohl die Salamanca Erklärung als auch die UNBRK in gewisser Weise den Effekt gehabt, Geschichten zu beenden:

- Geschichten vertiefter theoretischer Auseinandersetzung mit Inklusion und Exklusion
- Geschichten über moralischen Fortschritt (oder Rückschritt) in der inklusiven Pädagogik (und darüber hinaus).
- Diesen Eindruck gewinnt man zumindest, wenn man Arbeiten von Studierenden liest, die häufig ohne jegliche Bezüge zu Theorie auskommen, aber auch aus dem Lesen empirischer Studien (häufig quantitativer Provenienz), in denen die UNBRK manchmal als eine Art Ersatztheorie zu fungieren scheint.

Ich werde im Folgenden nicht über die Gründe dafür fragen, warum das so ist.

Vielmehr möchte ich ausgehend von drei Prämissen danach fragen, welchen Raum des Wissens wir eigentlich benötigen, um die Mechanismen der Inklusion besser verstehen und letztlich auch moralischen Fortschritt hin zu Inklusion beurteilen zu können.

Ich werde in meinen Ausführungen von drei miteinander verknüpften Prämissen ausgehen:

1. Die Forderung nach Inklusion bringt eine Vielzahl von Themen, unterschiedlichen Anliegen, Fragen, Problemen, Anforderungen und Interessen mit sich, die mit unterschiedlichen Handlungskontexten (Bildung, Arbeit, Freizeit, Recht, Politik etc.) und verschiedenen Handlungsebenen (Mikro, Meso, Makro, aber auch und v.a. exo!) verbunden ist. Inklusion ist also ein sozial komplexes Phänomen, das nicht unilinear und reibungslos verstanden, erforscht und umgesetzt werden kann.
2. Sich um die soziale Komplexität von Inklusion zu kümmern, bedeutet nicht, zwischen dem Bereich der "Wissenschaft" einerseits und den verschiedenen Bereichen der "Gesellschaft" (also beispielsweise der Bildung, der Politik oder der Arbeitswelt), in der Inklusion umgesetzt, aber auch einer kritischen Bewertung unterzogen wird, andererseits zu trennen. Vielmehr geht es um die Kommunikation zwischen all den verschiedenen Akteuren, ihren Praktiken und konkreten Fragen. Es ist die Schnittstelle zwischen den verschiedenen Anliegen, die wichtig ist, nicht die Trennung derselben

oder die Dominanz des einen über das andere. Das bedeutet unter anderem auch, dass ‚die Praxis‘ nicht einfach akzeptieren muss, warum und v.a. *wie* sie Inklusion umsetzen sollte, sondern selbst Gesprächspartnerin im Diskurs werden muss, was Inklusion bedeutet und welche Möglichkeiten und Grenzen der Umsetzung es gibt.

3. Inklusion ist ein – wie der britische Philosoph Bernard Williams das nennt – ein ‚thick moral concept‘, also ein ‚dickes moralisches‘ Konzept, und damit eines, das nicht einfach so und an sich moralisches Gewicht enthält, sondern erst in Verknüpfung mit deskriptiven Aspekten. Bezogen auf Inklusion bedeutet das: Inklusion beschreibt im selben Masse etwas, wie es etwas normativ bewertet, und es ist diese Verknüpfung zwischen Beschreibung und Bewertung, die uns interessieren sollte. (Dieser Punkt ist auch bedeutsam, weil ich hiermit davon ausgehe, dass Inklusion kein dünnes moralisches Konzept ist – also eines, das normativ betrachtet einfach so moralischen Gehalt aufweist (wie beispielsweise böse)).

Wenn wir also annehmen, dass Inklusion ein sozial komplexes Phänomen ist, das darüber hinaus in der Verbindung von deskriptiven und normativen Anteilen seine dicke moralische Gestalt erhält sowie zwischen Gesellschaft, Politik und Wissenschaft kommuniziert und verhandelt werden muss, welches Wissen benötigen wir dann – vielleicht zusätzlich, vielleicht neu? Das ist die Frage, die mich hier interessiert.

Um darauf gleich einen Vorschlag zu präsentieren: Ich glaube, dass Wissen aus drei Disziplinen vermehrt fruchtbar gemacht werden müsste, wir uns also epistemologisch verstärkter in diese Räume hineinbewegen sollten. Konkret bin ich der Auffassung, dass wir historisches Wissen, soziologisches Wissen und philosophisches Wissen benötigen, um die Gestalt und den moralischen Gehalt, aber auch die Prozesse und Institutionalisierungen von Inklusion und Exklusion besser verstehen zu können. Wissen aus diesen Disziplinen ist natürlich nicht absent, das will ich hier gar nicht behaupten. Gerade die größeren Theorieentwürfe in unserer Disziplin (Annedore Prengel, Wolfgang Jantzen, Georg Feuser, Otto Speck, Vera Moser etc.) haben immer auch auf soziologisches, historisches oder/und philosophisches Wissen Bezug genommen. Aber wir können glaub ich dennoch feststellen, dass verglichen beispielsweise mit dem Einfluss psychologischen Wissens, diese Wissensbestände immer stärker marginalisiert werden respektive verschwinden und eine akute Gefahr besteht, dass größere und anspruchsvollere theoretische Entwürfe sowie empirische Studien, die sich *nicht* primär beispielsweise auf psychologisches oder

didaktisches Wissen beziehen, eher in der Minderheit sind. Das ist umso bedauerlicher, als gerade solches Bezugswissen, vor allem auch an den Überschneidungslinien, in einzigartiger Weise geeignet, Inklusion als sozial komplexes, moralisch dickes Konstrukt zu erhellen und den Dialog zwischen unterschiedlichen Beteiligten anzuregen.

Um meine Ausführungen zu verorten, werde ich Ihnen zunächst mein eigenes Modell von Inklusion vorstellen, vor dessen Hintergrund sich dann die Ausführungen, warum ich gerade soziologisches, historisches und philosophisches Bezugswissen als essentiell betrachte, hoffentlich besser verstehen lassen. In einem letzten Schritt werde ich auf zwei – ganz unterschiedlich gelagerte – jüngst erschienene Bücher eingehen, die genau das tun, was ich anregen möchte.

Kommen wir zum Modell von Inklusion

Unter Inklusion in einem ganzheitlichen Sinn verstehe ich folgendes:

1. Strukturelle Einbindung
2. Partizipation und Teilhabe an Gütern (nicht nur materiellen)
3. Soziale Integration
4. Psychologisch empfundene Zugehörigkeit, auf Englisch *belonging* genannt

Strukturelle Einbindung geschieht über drei Mechanismen: Rechte, Rollen, Ressourcen. Die grundlegenden strukturellen Bedingungen der Inklusion betreffen zunächst einmal Rechte (daher nimmt z.B. die UNBRK auch und vor allem auf strukturelle Bedingungen Bezug). Das sind: grundlegende Menschenrechte, Bürgerrechte, politische Rechte und soziale Rechte sowie daran anknüpfende positive Rechtsnormen – beispielsweise das Schulrecht oder das Sozialrecht. Diese Rechte sichern in modernen Gesellschaften Zugang zu Institutionen wie beispielsweise der Schule ab. Die strukturelle Einbeziehung von Menschen in Teilsysteme der Gesellschaft geschieht dabei nicht mehr wie in vormodernen Gesellschaften über die Familie oder über Stände, also über Stratifikation, sondern über funktionale Bezüge und Differenzierung. Rechte spielen in diesem Zusammenhang deshalb eine so wichtige Rolle, weil die Loslösung von ständischen Strukturen auch zu einer Lockerung von Bindungen und zu einem rollenförmigen Erfassen von Menschen führt, die nun gesellschaftlich gesehen nicht mehr in ihrer ganzen Person angesprochen werden, sondern ‚nur‘ noch in Bezug auf bestimmte Teilaspekte

ihrer Person, ihrer Rolle und sozialen Funktion. Rechte sichern in modernen Gesellschaften also eine Art Schutzsphäre für das Individuum ab, das über diese Rechte nicht mehr in seiner ganzen Person adressiert wird, sondern nur noch – und in gewisser Weise abstrakt – bezüglich seiner gesellschaftlicher Funktionen und Rollen. Zu einer vollen oder ganzheitlichen Inklusion reicht es aber nicht aus, formal in Strukturen einbezogen zu sein. Man muss auch in substanzieller Weise teilhaben können an den Möglichkeiten und den Ressourcen einer Gesellschaft, aber auch in Gemeinschaften. Das sind Gedanken, die nicht zuletzt der Capability Approach zunächst in die Ökonomie, dann in die Philosophie und später auch in die Erziehungs- und Bildungswissenschaften eingebracht hat, v.a. die Sozialpädagogik und die Sonderpädagogik.

Ressourcen werden benötigt, um die strukturelle Position, also beispielsweise eine Rolle, überhaupt ausüben oder einnehmen zu können. Um also beispielsweise in einem substanziellen Sinn als Schüler\*in zu gelten, sind Güter notwendig. Diese Güter sind zunächst einmal personale Ressourcen wie Fähigkeiten, Fertigkeiten oder Wissen. Sie umfassen aber auch finanzielle, die Infrastruktur betreffende und andere Arten gegenständlicher Ressourcen. Während Rollen einen in eine bestimmte deontische Position versetzen und damit Autorität verleihen, versetzen uns Ressourcen in die Lage, uns als Handelnde zu erleben. Es sind mit anderen Worten die Ressourcen, die uns erlauben, das tun und sein zu können, was wir mit guten Gründen verfolgen möchten.

Zu ganzheitlicher Inklusion gehört drittens auch, in bestimmter Weise intersubjektiv integriert zu sein, und das in multipler und vor allem auch gradueller Hinsicht: als jemand, dessen Existenz für andere bedeutsam ist; als jemand, der in unterschiedlichen Rollen (und darüber hinaus) als Beitragender wahrgenommen wird; als jemand, der als Gleicher betrachtet wird, der etwas ‚zählt‘; oder als jemand, um den man sich sorgt. Wir könnten diese Liste hier noch weiterführen. Der Punkt ist, dass ich davon ausgehe, dass soziale Integration nicht etwas anderes ist als Inklusion, sondern ein Teil davon.

Als viertes Element von Inklusion erachte ich das psychologische Gefühl der Zugehörigkeit, des ‚belongings‘, als zentral. Erst durch dieses Element wird der

relationale Bezug von sozialer Integration als subjektives, individuell erlebtes Geschehen zwischen Menschen wirklich benennbar und fassbar. Der Bezug auf diese psychische Dimension hilft uns u.a. zu verstehen, warum verschiedene Formen von Inklusion und Exklusion unterschiedliche Auswirkungen auf Menschen haben. Die Annahme ist u.a., dass Menschen ihre Erfahrungen unterschiedlich psychisch verarbeiten, dass sie unterschiedliche Interessen und Pläne besitzen, oder aber daran, dass ihre biographischen Erfahrungen sich von denen anderer Menschen in starker Weise unterscheiden und somit auch zu ganzheitlich anderen Inklusionserfahrungen führen.

Es sollte bereits deutlich geworden sein, warum ich in meiner Konzeption von Inklusion soziologisches Wissen als essentiell betrachte. Aber auch ganz unabhängig davon, dass ich darauf Bezug nehme, ist es doch auch theoriegeschichtlich erstaunlich, dass in der Inklusionsdebatte relativ selten auf soziologisches Wissen zurückgegriffen wird. (Ausnahmen gibt es natürlich auch hier: Ich nenne nur drei: Kritik am Integrationsparadigma im "Behindertenbereich": Von der Notwendigkeit soziologischer Theoriebildung von Karsten Exner (2007), Teilhabe an der Gesellschaft: Menschen mit Behinderung zwischen Inklusion und Exklusion von Gudrun Wansing (2005), Jörg Michael Kastls Einführung in die Soziologie der Behinderung (in der 2017) auch das Thema Inklusion vertieft wurde.)

Warum aber ist soziologisches Wissen über Inklusion so wichtig? Ich hatte bereits angedeutet, dass ich das schon aus theoriegeschichtlichen Gründen respektive diskursgeschichtlichen Gründen als wichtig erachte. Aber nicht nur deshalb. Natürlich liefert die Soziologie auch wichtige inhaltliche Antworten. Z.B. hat bereits die Soziologie der ersten Generation (also Durkheim, Tönnies, Weber, aber auch Simmel) die für die Thematik der Inklusion absolut wichtige Fragen ins Zentrum gestellt, u.a.: Wie gelingt Zusammenhalt in einer heterogenen Gesellschaft? Wie kann Solidarität gelingen, wenn Menschen sich nicht kennen? Und: Was macht eine Gesellschaft ‚reißfest‘?

Auch in der Soziologie der zweiten Generation ist der Begriff wichtig, ja da gerade zum ersten Mal in der Geschichte explizit. Denn mit Talcott Parsons Aufsatz *Full Citizenship for The Negro American* wird Inklusion als Begriff wirklich theoretisch formuliert und gefasst.

Was sind denn die soziologischen Erkenntnisse, die für uns zentral sind? Ich möchte folgende vier Punkte nennen:

Erstens kommt Ein- und Ausschluss, Öffnung und Schließung in allen – größeren wie kleineren – Kontexten vor. Ein- und Ausschluss betrifft also nicht nur das Bildungssystem oder Schulklassen, sondern ganz vielfältige Dimensionen des zwischenmenschlichen, sozialen Lebens. Inwiefern bestimmte Einschlüsse zu anderen Ein- oder Ausschlüssen führen oder diese bedingen, ist eine empirische Frage. Zweifelsohne gibt es Kontexte, die man allgemein als eher marginal – oder besser als spezifisch und individuell – bezeichnen kann, während anderen nicht zuletzt aufgrund ihres gatekeeping-Charakters eine weitere soziale Bedeutung zukommt.

Zweitens sind die sozialen – und nicht die physischen – Grenzen ausschlaggebend für die Ermöglichung oder Verhinderung von Teilhabe. Es geht also nicht (zumindest nicht in erster Linie) darum, ob ein Kind physisch in einem Klassenzimmer anwesend ist, sondern um die Möglichkeiten der sozialen Teilhabe, die diese physische Präsenz erst ermöglicht.

Drittens geht es um Gleichzeitigkeitsverhältnisse und nicht um Entweder/Oder. Es muss also nicht ein Widerspruch sein, wenn man sagt, ein Kind sei in einer Hinsicht gut inkludiert (beispielsweise, weil es strukturellen Zugang zu inklusiver Bildung hat), in anderer Hinsicht aber schlecht (beispielsweise, weil es keine Freunde hat, also sozial schlecht integriert ist).

Und viertens geht es bei Teilhabe immer auch um Verhandlungen und Bedingungen der geltenden Ordnung. Kritik an bestimmten Zuständen misst sich genau an diesen geltenden, häufig verborgenen oder unhinterfragten, nicht zuletzt auch epistemischen, Ordnungen, die offengelegt und der kritischen Reflexion zugeführt werden müssen.

Um – auch in historischer Perspektive zu verstehen - wie brüchig bestimmte Versprechen sind (beispielsweise nach Inklusion aller Kinder und Jugendlichen in die Regelschule), welche ambivalente Erfolge sie haben, dass beispielsweise die Erweiterung formaler Rechte nicht automatisch und in Folge die Teilhabechancen erweitert, um das zu verstehen, ist zweitens auch historisches Wissen vonnöten. Zum Einen helfen uns historische Bezüge, unser Wissen über die Entstehung gesellschaftlicher Institutionen und Einrichtungen, beispielsweise der

Schule, des Hilfsschulsystems oder anderer sonderpädagogischen Institutionen besser zu verstehen und Erklärungen für deren enorme Persistenz zu finden. Und zum anderen erfahren wir durch historische Forschung auch mehr über die Gründe und Motive individueller menschlicher Akteure und deren ‚Verwobenheiten‘ in gesellschaftliche Umstände.

Drittens ist meiner Ansicht nach auch philosophisches Wissen über Inklusion vonnöten. Das hatte ich ja in meiner eingangs dargestellten Prämisse, dass Inklusion ein ‚thick moral concept‘ sei, bereits erwähnt. Paradoxerweise scheint nun dieses Bezugswissen zwar grundsätzlich wenig umstritten zu sein (wenige würden bestreiten, dass Inklusion eine normative Zielperspektive ist, oder dass die Forderung nach Inklusion eingebettet ist in Diskurse über Gerechtigkeit und gutes menschliches Leben).

Gleichzeitig wird philosophisches Bezugswissen aber häufig eher affirmativ und hoch moralisch aufgeladen, dabei wenig differenziert verwendet. Auch normative Ideen, so zeigt ein kurzer Blick beispielsweise in philosophische Gerechtigkeitsdiskurse, können ja nicht essentialisiert und ein für allemal festgeschrieben werden respektive sie *sollten* es nicht.

Bevor ich hier aber weiterfahre, möchte ich langsam zum Ende meines Plädoyers kommen. Ich möchte Ihnen zum Schluss zwei Beispiele vorstellen, die meiner Ansicht nach in hervorragender Weise anschlussfähig sind an das, was ich soeben vorgeschlagen hatte. Es sind zugegebenermaßen relativ willkürlich ausgesuchte, aktuelle Beispiele wissenschaftlicher Studien, die ich zumindest für die Schärfung meines Verständnisses von Inklusion mit großem Gewinn gelesen habe.

In ihrem 2020 erschienen Buch *Being Sure of Each Other* geht die kanadische Philosophin Kimberley Brownlee davon aus, dass wir zutiefst soziale Lebewesen sind. Unsere grundlegenden sozialen Bedürfnisse nach sinnvoller sozialer Eingliederung, so Brownlee, sind wichtiger als unsere zivilen und politischen Bedürfnisse und unsere Bedürfnisse nach wirtschaftlichem Wohlergehen. Und: Wir werden unsere zivilen, politischen und wirtschaftlichen Ziele nicht erreichen, wenn unsere grundlegenden sozialen Bedürfnisse nicht erfüllt werden. Brownlee geht der Frage nach, was es bedeutet, dazuzugehören, und erörtert, warum Einsamkeit und schwache soziale Bindungen nicht nur moralische Tragödien, sondern oft auch Ungerechtigkeiten sind. Sie verteidigt in ihrem Buch ein Menschenrecht auf Schutz



vor sozialer Benachteiligung sowie ein Menschenrecht darauf, die Ressourcen zu erhalten, um andere Menschen sozial zu unterstützen.

Ganz anders gelagert – nämlich an der Schnittstelle von historischer Bildungsforschung, Wissensgeschichte und Psychiatriegeschichte – ist Jona Garz‘ Untersuchung über das Aufschreib- und Diagnosesystem in der Berliner Idiotenanstalt Dalldorf, zwischen 1845 und 1914, erschienen in diesem Jahr. Mit dem Fokus auf die Produktion ‚sonderpädagogischen Wissens‘, auf die epistemischen Praktiken der Diagnose von Schwachsinn und deren institutionelle Verortung zwischen Psychiatrie, Hilfs- und Regelschule liefert Garz‘ Dissertationen nicht nur in bildungshistorischer Hinsicht einen bedeutenden Beitrag. Seine Erkenntnisse lassen auch besser verstehen, warum die Diagnose von Schwachsinn (heute Lernbehinderung) so wirkmächtig ist, selbst (und vielleicht gerade *weil*) sie so uneindeutig und ambivalent ist, und damit den Erfolg der Institutionalisierung von Sonderschulsystemen ermöglicht und eben *nicht* verhindert.

Ich komme damit wirklich zum Schluss. Nach einer Reise, die bei inklusionspädagogisch wichtigen Daten begonnen hat, deren Folge allerdings sehr oft nicht die Erweiterung von Wissen, sondern deren Schließung respektive Beendigung zur Folge hatte, habe ich über den Umweg meines eigenen Zugangs zu Inklusion dafür plädiert, dass wir verstärkter soziologisches, historisches und philosophisches Wissen als Bezugswissen heranziehen sollten. Natürlich nicht unkritisch und telquel (z.B. liefert Kimberley Brownlees Werk nur den Ausgangspunkt für Erkundigungen mit unseren eigenen Fragen) und durchaus auch und selbst in interdisziplinärer Absicht (wie das Jona Garz‘ Dissertation verdeutlicht). Man müsste hier natürlich noch viel mehr sagen.

Ich hoffe aber, Ihnen schmackhaft gemacht zu haben, dass Fragen wie: Welche Art von Wissen brauchen wir eigentlich? Wo sollten wir neu denken, und zwar epistemologisch wie auch ontologisch? durchaus nicht nur für historisch wichtige Theorieentwürfe gegolten haben, sondern auch jetzt und in der Zukunft unserer Disziplin wichtig sind.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!